

In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilden.

(7. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Der Regierungsrat a. D. Max Ollenschläger betrat gefassten Hauptes die Wohnung des Justizrates Polberger.

Der Einblick, den ihm Jensen gestattete, nach in den Geschäftsbereich seines Bruders gewährt hatte, erfüllte ihn mit schwerer Sorge.

Mit dem Protokollisten, als einer erprobten Kraft, hatte der Chef manches besprochen, was nicht direkt mit dem Geschäftsgange in Verbindung stand. Waghalsige Spekulationen aller Art.

„Wie man sich so hineinreihen kann“, dachte der Regierungsrat. „Und das alles für eine Frau.“

Wenn der Zusammenbruch da war, und er schien fast unvermeidlich, wie würde Leonie das Schicksal tragen? Die arme Viselotte würde einen schweren Stand bekommen.

Max Ollenschläger wurde sofort beim Justizrat vor gelassen, trotzdem sich bereits ein Herr bei diesem befand.

Es war der Kriminalkommissar Bent, der, bevor er sich auf das Amtsbüreau des Landrichters begab, noch über die Vermögensverhältnisse der Ermordeten orientiert sein wollte.

Man begrüßte sich.

„D, o, o“, machte der Justizrat, „was man auch alles erleben muß. Lieber Herr Regierungsrat, nehmen Sie Platz. Die Herren kennen sich ja. Herr Kommissar teilte mit, daß die gestrige Untersuchung am Tatort ganz reusultlos verliefen. Unsere arme liebe Frau von Hunn, meine Frau hat vor Schreck die Nerven bekommen und liegt noch heute leidend darnieder, sonst wäre sie wenigstens gefahren so in ihre Trauerhaus gerollt.“

Ollenschläger hatte neben dem Justizrat auf eine Chaiselongue Platz genommen.

Auch über meinen Bruder ist schweres Leid hereingebrochen“, bemerkte der Regierungsrat.

„Jammern das?“

„Ich hat eine Art Schlaganfall bekommen. Er liegt halbseitig gelähmt und bewegungslos in seiner Sommerwohnung auf der Uhlenshorst.“

„Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein“, meinte der Justizrat wie in Gedanken verloren.

Der Regierungsrat wandte sich an den Kriminalkommissar.

„Waren Ihre Nachforschungen in der Nachbarschaft von Erfolg gekrönt, Herr Kommissar?“

„Leider nein. Zwar hatten die Bedienten des Hauses Büttner eine Drohscheibe vor der Pforte Frau von Hunns stehen sehen, aber diese Umstände selbstredend nicht das geringste Gewicht bezeugen. Ob Besucher mit dem Wagen gekommen waren, ob Frau von Hunn selbst das Friseurwerk benutzte, darüber habe ich Näheres nicht erfahren können.“

„Unschätzbar vor Besuch bei meiner Schwester, wie aus den Aussagen des Mädchens hervorgeht.“

Kaltherisch, das nehme ich auch an. Und meines Erachtens ist dieser Besuch verdächtig, da ein Fremder doch nicht hätte in das Haus einbringen können.“

„Es ist jedoch noch nicht festgestellt, daß der Vordringende verschollen gewesen“, gab der Justizrat zu bedenken.

„Frau von Hunn war sehr für feine Luft. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Tür der Waschküche offen stand und so die Gelegenheit vorhanden gewesen, die Tat zu vollführen, ohne den Hund zu alarmieren.“

„Das Mädchen fand die Tür verschlossen“, wozu der Regierungsrat ein.

„Das mag auch tatsächlich so gewesen sein. Könnte der Mörder nicht aber von der Tür verschlossen und den Seitenausgang als Rückweg benutzt haben?“

„Das ist möglich, aber doch wohl ein wenig weit hergeholt“, meinte der Kriminalkommissar.

„Frau von Hunn hätte unsehbar aufmerksamer werden müssen, wenn jemand den Salon und schließlich das Zimmer betrat, in welchem sie saß. Die Untersuchung hat aber ergeben, daß die Dame absolut in ihrer Küche verblieben, was, da sie nicht schwehörtig war, sonst wohl nicht der Fall gewesen wäre.“

„Sollte der vermeintliche Besucher der Täter gewesen sein, könnte man am Ende doch auf einen Nachhaken schließen“, gab der Regierungsrat zu bedenken.

„Wenn schon ich nicht glaube, daß meine Schwester mit Menschen verkehrte, denen es Bedürfnis war, sie ans dem Wege zu räumen, so stand ja tatsächlich niemandem im Wege.“

„Mit einem Handmord könnte man es hier auch wohl kaum zu tun haben“, führte der Justizrat aus.

„Da nach Ihrer Versicherung, Herr Kommissar, alles in einer tadellosen Ordnung vorgefallen wurde.“

„Das hätte der Mörder sich nicht so viel Zeit gelassen, die

Brandtür gehörig zu verschließen“, entschied der Kriminalbeamte. „Bei dergleichen Verbrechen pflegt es der Täter eilig zu haben. Es konnte für den Mörder schließlich egal sein, ob er zu seinem Rückwege den Seitenausgang oder die Brandtür benutzte. Im Gegenteil, der vordere Weg wäre, wenn er ihn zu seinem Umsturz benutzte, der einfachste gewesen und hätte ihn am ehesten in Sicherheit gebracht.“

Der Justizrat sagte lebhaft: „Es wäre auch unzweifelhaft vergebene Mühe gewesen, nach Geldern zu suchen, und von dem Silberzeug und sonstigen Wertsachen, sagten Sie doch, Herr Kommissar, wurde nichts bemerkt; denn tatsächlich hatte Frau von Hunn kein Geld bei sich lagern. Ich muß hierbei erwähnen, daß die Dame den größten Teil ihres Vermögens auf Leihrenten gelegt.“

Der Regierungsrat machte eine jähe Bewegung.

„Wußten Sie das nicht, Herr Regierungsrat?“

„Nein“, sagte Max Ollenschläger.

„Dann verfügte Frau von Hunn allerdings noch über etwa 60.000 Mark, in Hypotheken angelegt“, erklärte der Justizrat weiter. „Sämtliche Papiere befinden sich in meinem Gewahrsam.“

„Jedenfalls lagerte von ihrer Seite doch eine größere Summe im Hause. Frau von Hunn empfing die Rente doch wohl halbjährlich und wäre sie demnach schon fällig gewesen.“

„Da haben Sie recht, Herr Kommissar, allein auch die Auszahlung dieser nicht unbedeutenden Summe geht an mich. Frau von Hunn holte sich ihren Geldbedarf bei mir ab.“

„Demnach wären also die zweihundertfünfzig Mark, die wir vorkanden, alles gewesen, was die Dame im Hause hatte?“

„Jedenfalls alles. Mich wundert überhaupt, daß noch so viel vorhanden war.“

Der Regierungsrat hatte schweigend zugehört. Ihm ging es wie seinem Bruder vor ein paar Tagen; auch in seinem Kopfe wirbelten immerfort die Worte: Auf Leihrenten.

Das mußte er, nach der Unterredung mit Jensen, äußerst peinlich empfinden. Sie erbiten wenig oder gar nichts; was den Regierungsrat für eine Person natürlich nicht weiter berührte, Georg hingegen auf das empfindlichste treffen mußte.

Kun ließ sich der Kontur nicht vermeiden.

Aus diesem Gedankengange rissen den Regierungsrat die an ihn gerichteten Worte des Kriminalbeamten:

„Was ist Sie noch fragen wollte, Herr Regierungsrat. Sie sind doch viel im Hause Ihrer Schwester aus- und eingegangen, was halten Sie persönlich von dem Mädchen? Daß sie lange in Frau Hunns Diensten stand und dieses offenbar sehr mit ihr zufrieden war, tut nichts zur Sache. Wir liegt speziell an Ihrem Urteil.“

„Doris Gern ist treu wie Gold“, erklärte der Regierungsrat. „Und außerdem verliert sie durch den Tod ihrer Herrin eine Stelle, in der sie sich fünfzehn Jahre wohlfühlte. Wenn meine Schwester ihr Mädchen wirklich in ihrem Testament — ich vermute, Herr Justizrat, daß ein Testament existiert?“

Polberger nickte.

„Also wirklich in ihrem Testament mit einigen Tausenden bedacht haben sollte, so kann eine so geringe Summe, die ihr sowieso blieb, sie nicht für die freie Stellung, die sie einnahm, entschädigen. Vorausgesetzt natürlich, daß ein Legat für sie ausgelegt, und daß Doris dieses wußte, was ich noch sehr bezweifle.“

„Es ist so niederträchtig für einen Kriminalisten“, sagte der Beamte mit einem schmerzlichen Versuch zu lächeln, „wenn man so gänzlich ohne Anhaltspunkt das Recht. Es liegt nicht einmal die geringste Spur vor, die verfolgt werden, auf die man seine Kombinationen aufbauen könnte. Nur so viel scheint mir unüberdärb festzustellen, es kann nur eine Person gewesen sein, die der Dame bekannt war. Sollen Sie, Herr Regierungsrat, etwas über den Besuch am 6. Oktober gehabt, darf ich auf Benachrichtigung hoffen?“

„Ohne Zweifel. Es wird mein eifriges Bestreben sein, dafür zu sorgen, daß der Mörder meiner armen Schwester seiner Strafe nicht entgeht.“

Endlich war Max Ollenschläger mit dem Justizrat allein.

„Ein Testament ist vorhanden“, sagte der Justizrat, „wir wollen das selbe sofort nach Frau von Hunns Beerdigung öffnen. Es befindet sich in meinem Besitz. Ich bin leider meines kranken Fußes wegen genötigt, Sie und die Familie Ihres Bruders zu mir zu bitten.“

„Ich habe noch wichtiges über meinen Bruder mit Ihnen zu besprechen“, Herr Justizrat, sagte Max Ollenschläger. „Sind Sie darüber orientiert, daß mein Bruder sich in Geldverlegenheit befindet?“

„Ja, und zwar muß ich Ihnen erklären, daß er kein Geld besitzt vorwiegend hat.“

„Herr Justizrat, das ist bitter traurig. Dann ist mein Bruder ein ruhmloser Mann.“

„Das war vorauszuversagen. Aber da sehen Sie, wohin Schwäche führen kann. Ein Mann wie Ihr Bruder durch ein kleines oberflächliches, liebendes Weibchen ruiniert. Ja, ja, die Liebe und der Hof sind zwei mächtige Faktoren, mit denen man im Leben rechnen muß. Sie können aufwärts streben zu Glanz und Ehren und Ruhm, sie können aber auch vernichten.“

Wenn Max Ollenschläger schon mit schwerem Herzen den Gang zum Justizrat angetreten, so ging er jetzt von dannen, als schleppe er Galeerenketten an seinen Füßen.

Er fuhr nach der Uhlenshorst. Es war eben Vesperstunde vorüber; er fand Frau Leonie better angezogen. Sie kam dem Schwieger in ihrer strahlenden Liebenswürdigkeit entgegen.

„Wie nett, daß Du kommst, lieber Max. Ich wollte gerade ausfahren, aber nun bleibe ich zu Hause.“

„Wie geht es Georg?“ fragte der Schwieger.

Der Sanitätsrat äußerte sich nicht gerade beunruhigend. Er meinte, es sei schon immer ein Glück, wenn der Zustand vorläufig der gleiche bleibt. Und das einzige, was er immer wieder predigt ist: Ruhe, Ruhe, Ruhe. Gott, Max, die hat er ja auch. Mehr Ruhe kann's ja gar nicht geben. Ich sehe nur für einen Augenblick ins Krankenzimmer hinein, aber ich sage Dir, diese Grabesstille fällt mir auf die Nerven.“

„Wo in dem gleichen Stadium geblieben?“

„Ja, und das beruhigt mich. Das sagten auch die Damen soeben, die hier waren. Ach, das Mitgefühl der Welt tut einem so wohl. In Scharen kommen sie heute angefahren. Mein Salon ist keinen Augenblick leer gewesen. Wir schöner Geprüften sind augenblicklich ja der Segenland des höchsten Mittelalters.“

„Wie das so bleiben, wenn ihr erst eure prunkvolle Villa verlassen müßt, wenn ihr nicht mehr mittelfrei auf der Bühne des Lebens?“ dachte der Regierungsrat mit einem leisen Schauer. „Wie bald ist der Mensch vergessen, den das Schicksal, ob durch eigene Schuld oder fremde, in den Staub hinabreißt.“

Wie sollte er sie vorbereiten? Und mit diesem Entschluß war er doch gekommen. Frau Leonies tadelnder Gesichtsausdruck erschwerte ihm eine Aussprache.

Und Viselotte?

Alles auf deren Schultern abwälzen? Sie war zwar jung und kräftig, aber konnte sie die Last tragen?

„Ruh dich von Deiner Ausfahrt nicht abhalten, liebe Leonie“, sagte der Regierungsrat freundlich. „Lange kann ich sowieso nicht bleiben, und ich möchte doch noch zu Georg hinüber.“

Das ließ sich die schöne Frau nicht zweimal sagen. Sie hatte Einkäufe zu machen, es fehlte bei der gänglichen Ummäzung der Toiletten an allen Ecken und Enden. Ihre Jungfer sollte sie begleiten.

So verabschiedete sie sich von ihrem Schwager mit dem Versprechen, zeitig drauhen in Horn zu sein. Das Automobil konnte jeden Augenblick kommen, es war also Zeit, sich zur Ausfahrt fertig zu machen.

Auf dem Vorflur traf Max Ollenschläger mit seiner Nichte zusammen. Sie sah blaß und angegriffen aus. Es war kein Wunder. In all ihre Sorgen hinein das leichte Geplauder der Mutter, es mußte ihre Nerven aufpeitschen.

Liebevoll umschlang er das stille vornehme Mädchen.

Da legte Viselotte den Kopf an seine Schultern und weinte still in sich hinein.

Max Ollenschläger ließ sie gewähren, strich ihr sanft ein paarmal über das dunkle seidengewebte Haar.

„Mein armes Kind, mein liebes, starkes Kind.“

Viselotte lächelte unter Tränen zu ihm auf.

„Stark nennst Du mich, Onkelchen, und ich gehe Dir meine Schwäche so deutlich.“

„Du weinst, liebes Kind, weil Du sehr angegriffen bist und von Sorgen hin und her gerissen wirst. Aber Du bist doch stark, Viselotte, nicht wahr?“

Er forschte ängstlich in des Mädchens Zügen, daß sie Viselotte mit eigenen Fingern packte. Sie richtete sich energisch auf.

„Du wirst Dich niemals in mir irren, Onkel. Ich bin stark. Sprich offen mit mir, wenn Du mir etwas zu sagen hast. Ich breche nicht zusammen. Hast Du mit dem Sanitätsrat gesprochen? Hat er keine Hoffnung mehr?“

„Darüber kann ich Dir nichts sagen. Hier heißt es wohl vorläufig abwarten.“

„Also, was ist es, Onkel?“

Viselotte sah stehend zu dem Regierungsrat auf. In diesem Blick lag die bange Frage: „Dürft noch mehr Unglück über uns herein?“

(Fortsetzung folgt)

Stille und friedlich lag das Pfarrhaus inmitten des großen Gartens da. Die Gemeinde war nur klein, aber die Leute größtenteils ehrlich und nett, so daß der Pfarrer, der fast 30 Jahre das Amt des Seelsorgers dort ausübte, gut mit seinen Pfarrkindern auskam. Das Haus lag außerhalb des Dorfes und grenzte mit seinem Garten an die Wiesen und Felder, die sich abschüssig bis an den Fluß hinabzogen. Und in der heißen Jahreszeit zog der Duft des Heus und der herbe Geruch der Erde bis hinauf in das Studierzimmer des alten Herrn.

Hinter dem geräumigen Hause war der Gemüsgarten angelegt. Die ersten und die letzten Sonnenstrahlen waren für ihn. Im Mai schon röteten sich die Radieschen, die Johannisbeeren manchmal noch früher, und Anfang August konnte man in hunderten Schritten Entfernung den herrlichen, schweren Duft der reifenden Melonen spüren.

Der Pfarrer von Santt - Philemon, so hieß das Dörfchen, war jedoch keineswegs ein Gourmet; er besaß das Alter, wo der Appetit auf gute Sachen nur noch eine Erinnerung ist. Die Jahre hatten ihm den Rücken gebeugt und seinem Antlitz, aus dem zwei kleine lebenslustige Augen gutmütig in die Welt schauten, ihren Stempel aufgedrückt. Das Dörfchen, das in seinem Garten reifte, sah er leider nicht allein. Die Dorfjugend stahl ihm die Hälfte und die Hälfte erst!

„Liere können sich nicht bessern“, sagte er, und wenn ich ihnen böse sein wollte, wie vielen von meinen Pfarrkindern müßte ich es dann in erster Linie sein!“

Und er begnügte sich damit, in die Hände zu klatschen, wenn er den Gemüsgarten betrat, damit er nicht sah, wie das frische Grünlein sich an seinem Dörfchen häuften.

Ein Hüfchen, ein Wäschlein in den Gärten und Frieden und Ruhe für fünf Minuten!

Kein Geräusch vom Dorfe her störte den Frieden und die Stille des Pfarrhauses, und wenn die Reue des kleinen Diebstahlsgefühls angehalten hätte, so wäre der Pfarrer über seinem Briefe eingeschlafen.

Glücklicherweise kamen sie eben so schnell wieder, wie sie verschwunden waren. Ein frecher Spatz machte den Anfang, und bald waren alle wieder lustig am Schnalzen. Und der Pfarrer konnte sein Buch auf und aufschlagen, es mühte nichts, kein Vogel ließ seine Reute im Stich, so daß der Besitzer manchmal trotzlos murmelte: „Die lassen uns in diesem Jahre aber auch keine Vere!“

Die Vögel ahnen, daß diejenigen, die sie belagern, nicht handeln. Im Frühling kauen sie ihre Nester um das Pfarrhaus herum. Bald hatten sie die besten Plätze herausgefunden. Aus hohen Bäumen, Mauerlädern, Apfelbäumen und Weibbüchen, überall lagte ein kleiner, brauner Schnabel wie eine Säbelpfeife hervor.

Eines Frühlings war der Anbruch besonders groß; kein Pfah war mehr zu finden, und eine kleine Meise nahm in der Verlegenheit die regelmäßige Öffnung eines kleinen Kastens, der an der Eingangstür des Gartens angebracht war, postend zum Nisten an, anjüngte sich hinein, fand die Wohnung reizend und geräumig und begann emsig ihr Nest zu bauen. Federn, Wolle, Moos, alles wurde herbeigefahren, um den Aufenthalt warm und mollig zu machen.

Eines Tages kam die Köchin des Pfarrers empor und rot vor Zorn herbeigelaufen, ein Stück Papier in der Hand. Der Pfarrer, der gerade in der Hasinilouise seinen Kaffee trank, sah erlaut auf.

„Hier, Herr Pastor, ein Brief und noch dazu ein schmuckiger! Sie stiften Unruhe genug an!“

„Wer denn?“

„Ja, Ihre Unglücksbögel, denen Sie Gattfreundschaft gewähren! Haben Sie nicht die unsinnige Idee gehabt, den Briefkasten als Nest einzurichten und Eier darin zu legen? Ich habe ihn aufgemacht, weil der Briefträger klingelte, was ja selten genug vorkommt. Der Kasten ist vollgestopft von Hen, Weibebaren und Federn, ein Kopsficken könnte man damit füllen — und mitten darin sige ein Eier, gefehen habe ich es zwar nicht, aber es zischt wie eine Schwärze!“

Der Pfarrer lachte über das ganze Gesicht. Dann sagte er strahlend: „Das muß eine Kollmeise sein; nur die ist imstande, auf solch eine Idee zu kommen und mir einen solchen Streich zu spielen. Währe das Nest auf keinen Fall an, Theres!“

„Das hat keine Gefahr, Herr Pastor.“

Der alte Herr ließ seinen Kaffee stehen, durchquerte hastig den Garten, ging durch das Haus und über den Hof, bis an die Mauer, die das Pfarrhaus von der Landstraße trennte. Vorsichtig öffnete er den Kasten, der so groß war, daß die ganze Korrespondenz des Dörfchens mit Leichtfertigkeit Platz darin gefast hätte.

Er hatte sich nicht geirrt. Die Form des Nestes, die Farbe und die ganze Zusammenstellung brachten ihn zum Entzünden. Er hörte das Zi-

chen des kleinen unsichtbaren, brütenden Vogels und sagte gutmütig: „Sei ruhig, Kleine, ich kenne Dich; 21 Tage Brutzeit und drei Wochen, um Deine Familie zu erziehen, das verlangst Du, nicht wahr? Du sollst Ruhe haben, ich nehme den Schlüssel mit.“

Und in der Tat nahm er den Schlüssel an sich, und allfällig, wenn er seine Pflicht als Pfarrer erfüllte, die Messe gelesen, die Armen besucht, dem Boten seine Besehlung für die Stadt gemacht hatte, und was es sonst noch für ihn zu tun gab, erinnerte er sich der kleinen Meise und sagte, daß sie nicht durch die Ankunft eines Briefes im Brüten gestört würde.

Es war immerhin möglich, wenn auch nur wenige Briefe ins Pfarrhaus kamen. Aber Santt - Robert war nahe, und da der Pfarrer diesen Namen trug, so hielt er es für gut, vorsichtshalber seine drei wichtigsten Freunde zu schreiben:

„Mein lieber Freund, schreib mir in diesem Jahre nicht zu meinem Geburtstag. Ich bitte Dich darum. Es wäre mir unangenehm, in diesem Augenblick einen Brief zu erhalten. Später werde ich Dir erklären, warum, und Du wirst meine Gründe verstehen.“

Sie nahmen an, daß seine Augen sich verschlechtert hatten, und schrieben nicht.

Der war froher als der Pfarrer von Santt - Philemon.

Drei Wochen waren vergangen, und lässlich hatte er an das Nest mit den gesteckten, rosa Eierchen gedacht. Heute keugte er sich hinab, um zu forschen. Das Ohr an den Spalt gelegt, lauschte er. Dann richtete er sich, veranlagt die Hände reißend, wieder auf.

„Das zwitschert, Theres, das zwitschert! Die verdanken mir im wahren Sinne des Wortes ihr Leben; ich werde es nicht bereuen.“

Sein Herz war jung geblieben, wenn der Körper auch gealtert war. In der Tiefe seiner Seele schlummerten Gehoben und Freuden eines Kindes.

Zu derselben Zeit befand sich der Bischof mit seinen Räten, seinen beiden Generalvikaren, dem Dechant der Diözese, seinem Generalsekretär und dem Direktor des Seminars in seinem Arbeitszimmer, um über die Besetzung verschiedener Pfarren zu beraten. Nachdem er für einige Posten Vikare und Pfarrverweser vorgeschlagen hatte, sagte er:

„Meine Herren, ich habe einen Kandidaten, der in jeder Hinsicht ausgezeichnet für die Pfarre in A. paßt, aber ich möchte dem Pfarrer von Santt - Philemon, einem unserer ältesten Pfarrer, gute die Ehre antun und ihm die gute Stelle anbieten. Er wird sie höchstwahrscheinlich ablehnen, seines Alters wegen und auch aus Bescheidenheit. Wir haben ihm dann jedoch Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und an demselben Abend ging ein Brief, vom Bischof unterzeichnet, an den Pfarrer von Santt - Philemon, am mit dem Poststempel.

„Antworten Sie umgehend, mein lieber Pfarrer, oder noch besser, kommen Sie zu mir. In drei Tagen muß ich der Regierung meine Vorschläge gemacht haben.“

Der Brief kam an demselben Tage in Santt - Philemon an, an welchem die kleinen Meisen aus den Eiern gefrohen waren. Mit Mühe gelang es dem Briefträger, den Brief in den Kasten zu stecken; er verhielt sich darin und blieb dort auf dem Boden des Nestes liegen.

Und die Zeit kam, wo die kleinen Meisen ein Federkleinchen ansetzten. Dierzehn Junge freizüchten, tärmten und versuchten auf ihren schwachen Weindchen zu stehen. Dierzehn kleine hungrige, blaß an die Augen aufgerichtete Schnäbel verlangten vom Morgen bis zum Abend zu essen.

Es war die erste Zeit, und die Kleinen hatten noch keinen Verstand, aber bei den Vögeln dauerte sie nicht lange. Bald gab's Streit im Nest; man schlug sich gegenseitig mit den Flügeln, schlug Purzelbäume und machte kleine Ausflüge außerhalb des Nestes im Innern des Kastens bis an die Öffnung, die so schön, frische Frühlingsluft einließ, und eines Tages rieferte man einen kleinen Flug ins Freie.

Der Pfarrer war zugegen und sah mit großem Vergnügen zu. Zu zweien und dreien wagten sie sich heraus, versuchten einen kleinen Flug, um dann wie die Biene wieder in ihr Nest zu kriechen. Er freute sich wie ein Kind darüber und sagte vergnügt:

„Die Kinderstube kann bald gefegt werden; sie sind alle gesund und munter!“

Am anderen Tage nach Tisch ging der alte Herr wieder nach der Garten. Er hielt den Kleinen Schlüssel in der Hand. Er klopfte damit an den Kasten. Nichts rührte sich. „Ich dachte mir's“, murmelte der Pfarrer, „sie sind ausgeflogen.“ Und er öffnete. Zwischen dem zerstörten Nest fand er einen Brief.

„Großer Gott“, sagte er, als er die Handschrift erkannte, „vom Bi-

schop! Und in welchem Zustande! — Und seit wann liegt er hier?“

Er wurde blaß beim Lesen, bieder Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Theres“, rief er aufgeregt, „spanne an — schnell!“

„Bevor sie den Befehl ausführte, kam sie erst mal, um zu sehen, was es gäbe.“

„Was haben Sie denn, Herr Pastor?“

„Der Bischof wartet seit drei Wochen auf mich!“

„Das läßt sich nicht nachholen“, meinte die Alte kopfschüttelnd, lief aber, so schnell sie konnte, um den Befehl auszuführen.

Erst am anderen Tage kam der Pfarrer zurück. Er sah ruhig und friedlich aus, aber in seinem Innern war er nicht so ruhig. Nur mit Mühe konnte er den Schein wahren. Nachdem er geholfen hatte, das Pferd auszuspannen, ihm Hafer gegeben, sich umgezogen und den Koffer ausgepackt hatte, war es gerade die Zeit, in der die Vögel sich ihre Erlebnisse, die der Tag ihnen gebracht, erzählen. Ein heftiger Gewitterregen war niedergegangen, und von den Zweigen, auf denen die Vögel sich einen geeigneten Platz für die Nacht suchten, fielen die Tropfen noch schwer und gleichmäßig.

Als sie ihren Herrn und Freund erkannten, der die Alee in Gedanken verfunken auf und ab schritt, flatterten sie um ihn herum, zirpten und sangen jeder nach seinen Kräften. Selbst die Kleinen, kaum mit Federn bedeckt, dierzehn Meisen waren anwesend, versuchten auf einem Steinbäumchen ihre ersten Flügel zu piepen noch Herzenslust.

Der Pfarrer beobachtete sie mit väterlich liebevollem Blick, aber mit melancholischer Färllichkeit, wie man jemanden ansieht, der einem teuer zu stehen gekommen ist.“

„Ja, ja, meine Kleinen“, sagte er, „ohne Euch wäre ich heute wohlberhaltener Pfarrer in Canton. Ich bereue es nicht, Euch zum Leben verlohnen zu haben, aber laßt man, Eure Dankbarkeit ist mir zu lärmend!“

Und ungeduldig klatschte er in die Hände.

Er war wirklich niemals ebegeizig gewesen, gewiß nicht, und selbst in diesem Augenblick war er aufrichtig.

Am anderen Morgen jedoch nach einer schlaflosen Nacht, als er mit Theres plauderte, sagte er:

„Wenn die Meisen im nächsten Jahre wiederkommen sollten, um zu die Handschrift erkannte, vom Bi-

Unsere Schnittmuster - Offerte.



Eine hübsche Damenbluse. Weisse japanische Seide wurde für dieses Design gebraucht. Die Mode ist einfach aber sehr effektiv, und ist sehr leicht herzustellen und wascht und bügelt sich gut. Das Design eignet sich für alle Blumenthale. Das Muster kommt in sechs Größen: 34, 36, 38, 40, 42 und 44 Zoll Brustweite. Es benötigt 2 1/2 Yards 30-zölligen Stoff für die vollständige Größe. Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune,

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.

.... Zoll, Brust- oder Taillenweite

(Jahre bei Kinderstücken.)

Name

No. Straße

Stadt

Den alten Blücher überlam immer wieder der alte Wunsch, die Franzosen aus dem Lande zu jagen.

Einem jungen Offizier sagte Blücher im Jahre 1808 beim Abschied: „Weiß Gott, Junge, ich muß zwar leid, daß du fort willst; aber bedenken kann ich es dir nicht. Wäre ich noch so in deinen Jahren, ich marschierte jetzt auch ab, bloß um diese Raders von Franzosen nicht immer in unfereis Königs Land herumkuscheln zu sehen, was einem ehrlichen Preußen ja das Herz im Leibe herumbrechen muß. Kne, Junge, wenn man erst der Krieg wieder angeht, was auch dereinst geschehen wird, so wahr ich Blücher heiße, daß du die dann wieder einstellst, das versteht sich ja von selbst. Größ mich die Russen von dem alten Blücher und sage ihnen, wir Preußen und sie wollten doch noch gute Wäffensbrüderchaft halten und vereint wieder recht bald auf die Franzosen losgehen.“

Endlich schlug die von Blücher jahrelang erlebte und vorhergehene Stunde. Der König von Preußen erklärte Napoleon den Krieg. Di lang angekamelte und verhalten Kraft des alten Blücher konnte sich nun austoben.

Seine Stimmung um Frühjahr 1813 kann nicht besser charakterisiert werden, als durch die folgende Klein-Geschichte:

Ein junger Mann, welchem er am 1. April die Erlaubnis gegeben hatte, eine Sammlung von Kriegsliebesdrucken zu lassen, fand ihn, als er zu ihm nach Dresden kam, um sich zu bekanken, beim Frühstück. Husar und Jäger traten ein, um Berichte zu überbringen.

Als der Zivilist dem General vorgelegt war und seinen Dank abgabte, da legte dieser freundlich die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Man immer münder darauflot gewesen, gewiß nicht, und selbst in diesem Augenblick war er aufrichtig.“

Am anderen Morgen jedoch nach einer schlaflosen Nacht, als er mit Theres plauderte, sagte er:

„Wenn die Meisen im nächsten Jahre wiederkommen sollten, um zu die Handschrift erkannte, vom Bi-